

Nichtamtlicher Teil.

Technische Rundschau im Buchgewerbe.

1886. I.

Wenn die sogenannte Celluloid-Stereotypie in Deutschland unseres Wissens noch wenig verbreitet ist, so mag es nicht bloß an der dem Europäer anhaftenden Scheu vor Neuerungen, sondern auch an der Unbekanntheit mit dem Verfahren liegen. Dankenswert ist es daher, daß Josef Böck in seinem bei M. Schäfer in Leipzig soeben erschienenen Werke über Papier-Stereotypie der Herstellung von Celluloidplatten, übrigens nach dem Vorgang der trefflichen Waldowschen Encyclopädie, ein eigenes Kapitel widmet. Es sei uns gestattet, hieraus einige Angaben zu entnehmen:

Der Verfasser verweist zuerst die »Räuber geschichten« der politischen Presse über die Explosionsfähigkeit des Celluloids in das Reich der Fabel. Celluloid könne sich überhaupt nur an einer offenen Flamme entzünden, explodiere aber auch dann nicht und lasse sich überdies leicht ausblasen. Es ist somit nicht gefährlicher als etwa Papier. Celluloid wurde zuerst 1880 von Jeannin in Paris zur Herstellung von Stereotypplatten benutzt, und er erzielte mit solchen Platten den entschiedensten Erfolg. In London wurden u. a. 100 000 Abdrücke von einem Celluloid-Cliché geliefert, ohne daß dieses auch nur die geringste Spur von Abnutzung zeigte. In der Lahureschen Druckerei zu Paris legte man, nachdem von einer Celluloidplatte 25 000 Abzüge gewonnen waren, ein Spatium von sechs Punkten auf dieselbe und ließ die Cylinder mehrere Male darüber hinlaufen, ohne daß die Platte im geringsten beschädigt wurde. Ebenso günstige Resultate ergaben die auch mit Kupferdruckpressen vorgenommenen Versuche in der Wiener Staatsdruckerei; wogegen die Versuche der Leipziger Typographischen Gesellschaft minder günstig ausfielen, vielleicht weil bei der Herstellung der Platte nicht richtig verfahren war.

Die Vorteile der Celluloid-Stereotypie sind zahlreich. Bei der Herstellung der Matrize und beim Pressen des Clichés schiebt sich kein fremder Körper, wie Graphit, ein, wodurch die Lichter besser erhalten werden und die Abzüge dem Original mehr entsprechen. Ferner beansprucht die Herstellung eines Celluloid-Clichés nur eine halbe Stunde; auch kostet es nur $\frac{1}{2}$ Pf. für den Quadratcentimeter. Ein großer Vorzug ist ferner die Biegsamkeit des Celluloids, wodurch es möglich gemacht wird, ein daraus gefertigtes Cliché bald flach, bald gebogen zu machen. Endlich ist auch zu erwähnen, daß Celluloidplatten sich für Buntdruck ganz besonders eignen, weil keine Farbe irgend welche Einwirkung auf sie übt.

Die Herstellung der Celluloidplatten ist eine ziemlich einfache. Zur Matrize verwendet man eine sehr plastische Masse aus Bleiglätte, gelbem Bleioryd und Glycerin. Die Celluloidplatte wird nach erfolgter Erwärmung unter hohem hydraulischen Druck in die Matrize gepreßt und dann mittelst eines besonderen Apparates plötzlich abgekühlt.

Aus Celluloid lassen sich auch Tonplatten für Buchdruck und Lithographie herstellen, und es werden solche Platten von Schelter & Giesecke in Leipzig viel verwendet.

Das Korrigieren der Celluloidclichés endlich ist dem des Holzschnittes ähnlich. Man schneidet das fehlerhafte Stück heraus, setzt das richtige ein und sticht mit dem Grabstichel das Fehlende nach.

In einer der letzten Sitzungen der Berliner Typographischen Gesellschaft sprach sich Professor Meyer über die ungerechten Ansprüche an die Zinkätzung aus, durch welche dieselbe viel-

fach in Mißkredit geraten sei. Es sei ganz unrichtig, meinte er, dieselbe mit dem Holzschnitt zu vergleichen. Sie gehe nur einer Art desselben, dem Faksimileschnitt parallel. Man nehme aber einmal eine von einem darin geübten Künstler entworfene Federzeichnung und übertrage sie nach demselben photographischen Negativ auf einen Holzbloß und auf eine Zinkplatte; hierauf vergleiche man einen Abdruck nach dem fertigen Holzschnitt mit einem Abdruck nach der Zinkätzung und man wird finden, daß letztere überlegen ist. Einen schweren Stand habe auch die Zinkätzung bei der verkleinerten Nachbildung von Kupferstichen und von Lithographie in Kornmanier, weil Kupferstiche meist tonig gedruckt werden und dabei im Druck sehr weich ausfallen, und weil die Zinkätzung die Halböne der Lithographie nicht wiedergiebt.

Andererseits spricht sich die Pariser »Typologie Tucker« in entschiedener Weise gegen das Überhandnehmen der Zinkätzung aus. Dieselbe passe für die wohlfeile Litteratur, für Maschinen- und Bauzeichnungen u. dergl., nicht aber für Werke, die künstlerische Ansprüche erheben. Besagtes Blatt begehrt hier, wie uns dünkt, den Fehler, nicht zwischen den verschiedenen Arten von Zinkätzungen zu unterscheiden, sie alle in einen Topf zu werfen. Ätzungen, wie sie z. B. Gillat in Paris für 5 Centimes pro Quadratcentimeter liefert, sind doch nicht mit den künstlerischen Erzeugnissen des Meisenbachschen Verfahrens auf eine Stufe zu stellen.

Im Anschluß hieran seien den meisterhaften phototypischen Aufnahmen der Wiener Staatsdruckerei nach alten Papyrushandschriften einige Worte gewidmet. Die photographische Aufnahme war bei ersteren wegen der dunklen Färbung der Originale und weil die Ateliers der Staatsdruckerei nach Süden gelegen sind, eine sehr schwierige. Man mußte zum elektrischen Licht greifen und benutzte Trockenplatten von Angerer und Scolik. Auch war es notwendig, über die aufzunehmenden Originale lichtblau gefärbte Gläser aufzulegen, um den dunklen Ton zu schlagen und die Faserzwischenräume des Papyrus heller zum Ausdruck zu bringen. Mit Hilfe der Negative wurden dann die Lichtdruckplatten hergestellt und davon 500 Exemplare abgezogen. Das betreffende Werk soll in diesem Monate zur Ausgabe gelangen.

Da wir auf das Gebiet der Photographie geraten sind, so sei erwähnt, daß Professor Vogel in Berlin neuerdings in der Polytechnischen Gesellschaft einen Vortrag über die neuesten Erfindungen im Bereich der Lichtbildkunst hielt und sich hierin speziell über sein für das Buchgewerbe nicht unwichtige Verfahren der photographischen Nachbildung der Farbentöne aussprach. Professor Vogel hat allerdings das Ideal der photographischen Wiedergabe eines Bildes in den natürlichen Farben noch lange nicht erreicht; mit Hilfe der Cosinfarben hat er es aber so weit gebracht, daß das Gelb auf dem Bilde nicht mehr schwarz, das Blau nicht mehr weiß wirkt. — Auch in der Technik des Druckes von Kassenscheinen leistete die Photographie sehr schätzbare Dienste. Die Scheine müssen genau einander gleichen; da aber eine Kupferplatte höchstens 10 000 Abdrücke aushält, so müßte man sonst immer neue Platten stechen, die doch nicht absolut gleich ausfallen würden. Hier tritt die Photographie ein. Man verfertigt nach dem Kassenscheine ein Negativ und kopiert dieses photographisch auf eine Kupferplatte, die mit einer Schicht aus Leim und chromsaurem Kali bedeckt ist. An den Stellen, wo das Licht wirkt, wird die Masse unlöslich, während die übrigen abwaschbar sind. Man bekommt auf diesem Wege ein Reliefbild, von dem man